

Mit brennendem Interesse am Alltag der Menschen – Priestersein in Zeiten pastoralen Wandels

Der Paderborner Pastoralpsychologe und Pastoralsoziologe Professor Dr. Jacobs stellt in seinem Beitrag grundlegende Punkte vor, wie sich die priesterliche Identität in gelingender Weise heute entwickeln kann. Zunächst aber zeigt er einige Determinanten des gesellschaftlichen und kirchlichen Wandels auf, die entscheidend für die Lebensgestaltung von Priestern sind.

1. Hören, wer ich sein kann: über die Chance der Unterbrechung ...

In seinem Berufungsbuch „Hören, wer ich sein kann“ rückt der bekannte Theologe und Begleiter Christoph Theobald SJ das christliche Berufungsgeschehen in das Zentrum der Aufmerksamkeit (Theobald, 2018). Es geht ihm darum, gerade angesichts der schwierigen Situation der Kirche in einer säkularen Gegenwart von dem zu sprechen, was wirklich zukunfts-trächtig ist: Das neue Sich-Einlassen auf den Ruf Gottes. Berufung ist kein Besitz, sondern ein dynamischer Prozess. Sie wächst *immer neu aus der Kraft der Aufmerksamkeit für die eigene persönliche Gottesbeziehung und den eigenen Auftrag in der Welt von heute.*

An einer entscheidenden Stelle dieses Buches greift er aus dem Werk „Mimesis“ des deutschen Literatur- und Kulturwissenschaftlers Erich Auerbach einen wichtigen Gedanken auf. Er gibt ihm den Schlüssel für die Dynamik der eigenen Berufung mit Blick auf die gegenwärtige Lage der Welt: *die Kraft des Augenblicks.* Zentral für ein Verständnis der Berufung und der Welt zugleich ist *„...die Wirklichkeitsfülle und Lebenstiefe eines jeden Augenblicks, dem man sich absichtslos hingibt“.* Kennzeichen des Augenblicks ist nach Auerbach seine relative Unab-

hängigkeit „... von den umstrittenen und wankenden Ordnungen, um welche Menschen kämpfen und verzweifeln; er verläuft unterhalb derselben, als tägliches Leben“ (Auerbach, 2015 (1946), S. 513f). So wird der rechte Augenblick in der jeweiligen Gegenwart – wie schon bei Aristoteles – zum Kairos: dem Ort des Glücks. Danach streben alle Menschen, auch die Priester: Nicht mehr oder weniger als andere suchen auch sie den Schlüssel für Glück und Gelingen des eigenen Lebens.

Christoph Theobald sieht die Chance des Augenblicks vor allem dann gegeben, wenn der graue Alltag der normalen Abläufe aufgebrochen wird durch „Unterbrechungen“. Dazu gehören besonders die Krisen. Sie können den Blick frei werden lassen für das Tragende, Wichtige und Bedeutsame im Leben. Wenn sich das alte Gleichgewicht als nicht mehr tragfähig erweist, kann sich eine Kraft entwickeln, die mehr oder neues Leben möglich macht. Solche Krisen tragen häufig die Merkmale von Schlüsselsituationen: disclosure situations. In ihnen erleben wir Menschen Augenblicke, in denen uns aufgeht: *Ich habe nur ein einziges Leben. Es ist mir gegeben und erneut zur Wahl gestellt. Wenn ich jetzt die Chance ergreife, wird mein Leben sein Versprechen*

halten! (vgl. Theobald, 2018, S. 189).

Dass sich in solchen Krisensituationen die für das eigene Leben tragfähige Überzeugung entwickelt „Es lohnt sich wirklich!“, ist dann ein Zusammenspiel zwischen der Tiefe der eigenen Person und der Welt der anderen, denen ich begegne. Andere Menschen müssen mir im Alltag zusprechen, dass es so gut ist. Und dies ist dann der Kairos des Augenblicks, in dem Wirklichkeitsfülle und Lebenstiefe erfahren wird.

2. Schlaglichter zu den Herausforderungen der Transformation für Priester

Der soeben gezeichnete anthropologische und spirituelle Deutungshorizont kann den Mut verleihen, sich den gegenwärtigen Wandlungsprozessen in der Gesellschaft, in der Kirche und im eigenen Selbstverständnis ohne Scheuklappen zu stellen (Jacobs & Oel, 2021). Wir erleben gegenwärtig eine Vielzahl von Transformationsprozessen, die so manchen Priestern das Leben schwer machen oder schwer machen könnten. Sie reagieren – je nach Persönlichkeitsstruktur und Lebenserfahrung – mit unterschiedlichen Mustern. Dazu gehören Angst, Hilflosigkeit, Resignation oder Kränkung, aber auch Aktivitätssteigerung bis hin zum Aktivis-

mus. Manchen jedoch gelingt kreatives Handeln. Sie fragen sich angesichts der Veränderungen in konstruktiver Weise: Wie soll ich jetzt leben? Wie soll ich jetzt handeln? So schaffen sie es, dem Wandel ins Gesicht zu schauen, die Gelassenheit zu bewahren, Experimentierfreude zu entwickeln.

Einige Determinanten des Wandels, welche die Lebenssituation der Priester verändern, seien im Folgenden kurz benannt – nicht um sie zu beklagen, sondern um zu fragen, in welcher Richtung eine gute Weiterentwicklung gesucht werden könnte. Um diese Grundeinstellung mit einer exemplarischen Szene zu verdeutlichen: Vor einigen Jahren fragte ein bekannter Fortbildner für Priester eine Gruppe von Leitenden Pfarrern: „Ist der Priestermangel für Sie ein großes Problem oder gar eine Katastrophe? – oder einfach eine Tatsache, der es zu begegnen gilt?“ Fast alle aus der Gruppe fanden: „Es ist ein großes Problem oder sogar mehr als das!“ Darauf sagte der Trainer: „Meine Herren! Es handelt sich um eine Tatsache. Zum Problem wird dies dann, wenn Sie dies nicht als Chance für die Zukunftsgestaltung begreifen!“ Tragfähige Fakten für einen nüchternen Blick in die Zukunft sind hilfreicher als eine belastende Krisenrhetorik und ihre demotivierenden Folgen. Was gilt es zu konstatieren?

1. Bedeutsam ist die Einsicht, dass sich die Zahl der Christinnen und Christen in Deutschland bis 2060 sicher halbieren wird. Dies gilt entsprechend auch für die Finanzmittel der Kirche. Dies bedeutet für die Priester ein beständiges Engagement für einen organisationalen Umbau unter stetig abnehmenden Ressourcen.
2. Bedeutsam ist die Einsicht, dass Deutschland ein Missionsland sein wird. Dieses Szenario, das übrigens Alfred Delp schon vor bald 80 Jahren beschrieben und das sich seitdem intensiviert hat, wird in den kommenden Jahren und Jahrzehnten die Existenz der Priester und der Pastoral bestimmen. Dazu gehört auch die radikal schwindende Bedeutung der kulturellen Prägekraft der Kirche. Delp stellt dazu die These auf, dass es unser Problem ist, dass wir als Kirche dabei uns selbst in unserer historisch gewordenen Daseinsweise im Wege stehen. Er diagnostiziert, das Leben der Kirche sei an einem toten Punkt. Der Grund ist aus seiner Sicht der Ausfall der Diakonie (Delp). Es brauche eine Umkehr und radikale Neuorientierung.
3. Bedeutsam ist die Einsicht, dass sich das Netz der Priester im deutschsprachigen Raum dramatisch ausdünnen wird. Die Anzahl der Priester hat sich in den letzten 50 Jahren halbiert. Die Anzahl der Neupriester ist um mehr als vier Fünftel gesunken. Angesichts des Schwindens der christlichen Bevölkerung als „Reservoir“ wird sich der Rückgang beschleunigen. Aufgrund des Ausscheidens der großen Gruppe der „Babyboomer“ unter den Priestern in den Jahren zwischen 2025 und 2035 wird sich die „Landschaft der Priester“ völlig verändern.
4. Bedeutsam ist die Einsicht, dass sich das Presbyterium in Zukunft weitaus heterogener bzw. vielfarbiger als früher darstellen wird.

Die Rede von „dem“ Presbyterium im Sinne von Einheitlichkeit oder gar schlagkräftiger Uniformität ist angesichts der Breite priesterlicher Lebenskultur eine Perspektive der Vergangenheit. Priestersein im zukünftigen Presbyterium wird gekennzeichnet sein durch Diversität im Erleben, im pastoralen Handeln, in der Spiritualität, in der Lebenskultur. Priestersein wird „bunt“ sein. Die nachwachsende Generation der jüngeren Priester (also die Generation mit den Weihejahren ab 2000) besitzt das Selbstverständnis von Exoten in der Minderheitensituation von „Hochreligiösen“ in einer säkularen Gesellschaft. Von der jetzt älteren Priestergeneration werden sie häufig als „neokonservativ“ empfunden; dies entspricht nicht ihrem Selbstverständnis. Für sie ist es wichtig, ein klares Profil zu zeigen. Schließlich haben bedeutsame Anteile der Priesterschaft (je nach Diözese) einen „Migrationshintergrund“ mit kulturell abweichenden Vorstellungen priesterlicher Autorität.

5. Bedeutsam ist die Einsicht, dass sich die christlichen Kirchen im deutschsprachigen Raum organisational völlig neu aufstellen müssen. Dazu gehört – nach den gegenwärtigen Vorgaben des Kirchenrechts – das Grundmodell weniger großer Pfarreien mit vielen Gemeinden. Für die wenigen Pfarreien braucht es (nur) wenige Priester mit den funktionsbezogenen Kompetenzen eines Pfarrers. Für die vielen kleinen Gemeinden vor Ort, aus denen die Pfarreien bestehen, braucht es

so viele Priester wie möglich, die den Gläubigen auf Augenhöhe mit den anderen Seelsorgenden ihre Dienste anbieten. Die Größe des Pastoralen Raumes oder der Pfarrei ist übrigens aus empirischer Einsicht der Seelsorgestudie kein Kriterium für Überlastung oder gar das Wohlergehen der Priester. Entscheidend ist das menschliche und pastorale Klima, das die Mitarbeitenden, vor allem der Leitenden Pfarrer, untereinander schaffen können.

6. Bedeutsam ist die Einsicht, dass die „Pastoralmacht“ des Priesters im Sinne von Michel Foucault (1926–1984) endgültig der Vergangenheit angehört. Die alte Machtposition des Priesters ist in jeder Hinsicht suspekt. Verschärft hat sich dies durch den Missbrauchsskandal. Das Selbstverständnis des Priesters in der Rolle dessen, „der etwas zu sagen hat“, ist der Gesellschaft verdächtig. Moralische Weisung wird abgelehnt, gesellschaftliche und politische Einmischung seitens der Kirche verbittet man sich. Pointiert gesagt: Nicht, dass Menschen zu viele Erwartungen an Priester haben, ist das Problem, sondern dass viele gar keine Erwartungen haben. Eine wichtige Facette dabei ist, dass durch die Missbrauchskrise auch das Rollenmodell des Holy Man, das in der Antike die Erwartungsstruktur der Menschen geprägt hat, zerbrochen ist. Der Priester ist auf absehbare Zeit nicht mehr der Berufstyp, der als vertrauenswürdig und integer gelten darf. Priester werden sich einen solchen Vertrau-

ensstatus in jahrelanger Kleinarbeit neu erwerben müssen.

7. Bedeutsam ist die Einsicht, dass der Aspekt der Zölibatsverpflichtung in der Lebensform des Priesters der Gesellschaft fremd geworden ist. Dies gilt auch für die Katholiken – bis hinein in die Kerngemeinde. Das lässt auch völlig ehrlich und gelingend im Zölibat lebende Priester geradezu ratlos werden. Die Lebensform des entschieden und glaubwürdig zölibatär lebenden Menschen gilt manchen geradezu pauschal als Ursache aller Übel der Kirche – obwohl dies aus wissenschaftlicher Perspektive nicht nachweisbar ist. In den westlichen Kulturen hat sich fast ohne Ausnahme die Überzeugung verfestigt, dass die Verpflichtung auf eine zölibatäre Lebensform, deren Freiwilligkeit nicht verstanden wird, entweder der freien und gelingenden Selbstentwicklung widerspricht oder gar in die Unehrllichkeit führt.
8. Bedeutsam ist schließlich auch die Einsicht, dass die Coronapandemie neben ihrer ureigenen Problematik alle Transformationsprozesse freigelegt und beschleunigt hat. Viele Priester haben in der Pandemie durch die Schließung der Kirchen und die Eucharistiefiern in leeren Kirchen existenziell und symbolisch erfahren, dass sie als Priester eben nicht „systemrelevant“ sind. Manche haben es zwar geschafft, sich aus der verordneten Isolation durch pastorale Experimentierfreude zu befreien, aber das ändert nichts an der Tatsache,

dass Kernfunktionen des priesterlichen Dienstes aus der Öffentlichkeit verschwunden sind und sich erfahrbar relativiert haben. Viele hängen noch an der verblassten Systemrelevanz der Kirche. Die *Lebensrelevanz des Evangeliums* neu ins Spiel zu bringen, dazu braucht es noch die mentalen Modelle und die Energie. Natürlich ließen sich diesen Herausforderungen der Transformation für Priester noch weitere hinzufügen (eine ausführliche Erläuterung der gegenwärtigen Faktenlage findet sich in Jacobs, 2021). Das ist aber nicht zielführend. Vielmehr wird es darum gehen, die zugrundeliegende Dynamik der Transformation zu entschlüsseln. Dies soll nun im Folgenden versucht werden.

3. Wer bin ich und wozu bin ich da? – Priesterliche Identität im Wandel

Wenn Transformationsprozesse nicht nur an einzelnen Punkten an der Oberfläche kratzen, sondern in die Tiefe gehen und in der Summe grundsätzlich werden, dann stellt sich früher oder später die Frage nach der Identität: *Wer bin ich – im Vergleich mit anderen?* Und dies ist gegenwärtig für viele Priester der Fall (Jacobs & Oel, 2021). Und weil es für viele Priester zutrifft, betrifft es auch das ganze Presbyterium. Denn Priester ist niemand für sich allein, sondern immer mit anderen.

Die Frage nach der Identität ist eine Menschheitsfrage. Eine plastische frühe philosophische Darstellung findet sich in der Legende vom Schiff des Theseus in der Überlieferung bei Plutarch (um 45–125). Die Frage lautet: Bleiben ein Gegenstand, ein Mensch, eine Organisa-

tion noch derselbe bzw. dieselbe, wenn viele oder gar alle Einzelteile im Laufe der Zeit nacheinander ausgetauscht werden? Dieses Gedankenexperiment ist nicht nur eine Spielerei der philosophischen Ontologie. Diese Frage stellen Priester heute mit großer Dringlichkeit. Denn sie erleben in der eigenen Lebenswirklichkeit, dass ihre Identität nicht ein für alle Mal zeitenüberdauernd definiert werden kann. Selbst wenn es theologisch so ist, dass Priester ontologisch in ihrer Person auf Jesus Christus verweisen: *Identität ist im konkreten Alltag ein Passungsgeschehen zwischen dem Alltag der eigenen Person und dem Alltag der Kultur und der kirchlichen Organisation*. Identität wird erlebt und gelebt, nicht von außen überzeitlich definiert. Wenn sich also die Lebenssituation der Kirche wandelt, dann wird sich auch die in der Realität des Alltags gelebte Identität der Priester wandeln müssen. Umgekehrt gilt natürlich dasselbe: Wenn sich erhebliche Krisenmomente in der priesterlichen Identität des einzelnen Priesters auftun, werden sich diese nicht nur in seinem eigenen Alltag auswirken, sondern auch im Leben der Gemeinden manifestieren.

Für viele Priester dürfte es vermutlich entlastend sein, wenn sie sich klar machen: Sie befinden sich geradezu in Solidarität mit der Gesamtgesellschaft, wenn sie sich die Identitätsfrage stellen. Die sozialwissenschaftliche Identitätsforschung hat aufzeigen können, dass Identitätsbildung heute eigentlich nicht mehr im Sinne einer Suche nach dem „wahren Kern“ bzw. nach der Ausübung des „Kerngeschäfts“ konzipiert werden kann.

Identität verändert sich und wird immer wieder neu entworfen, wenn Menschen im Alltag anderen Menschen

begegnen und sich in der Begegnung mit anderen deren Erwartungen und Ansprüchen gegenübersehen. Im Idealfall gehen auch Priester im erlebten Augenblick nicht nach „Schema-F“ vor, also bürokratisch-routinemäßig, stereotyp, mechanisch oder gedankenlos im Stil eines preußischen Beamten. Vielmehr stellen sie zwei Grundfragen: Wie verstehe ich mich hier und jetzt? – Und: Was willst du, dass ich dir tue? (vgl. Mk 10,51). *So entwirft sich Identität im Kairos des gegenwärtigen Augenblicks.*

4. Was fördert eine gelingende Entwicklung der priesterlichen Identität?

Wenn nun ein wichtiges Kennzeichen der Gegenwart des priesterlichen Lebens heute ein „Leben ohne Drehbuch“ ist, welches die postmoderne Gesellschaft nach einem Wort von Charles Taylor (* 1931) sich selbst und auch den Priestern verordnet, dann stellt sich die Frage: Was verhilft zu einer gelingenden Identitätsentwicklung? Was ist förderlich? Was ist hinderlich? Oder ganz einfach gefragt: *Wie werde ich glücklich?*

Für eine gelingende Identitätsentwicklung scheinen vor allem vier Ressourcen äußerst hilfreich bzw. entscheidend zu sein (Baumann, Büssing, Frick, Jacobs, & Weig, 2017; Jacobs, 2017, 2018, 2020):

1. Tragfähige menschliche Fundamente: Dass das eigene Leben auf Fels und nicht auf Sand gebaut ist, ist für jeden Menschen eine lebenslange Herausforderung. Auch Priester müssen daher in die eigenen menschlichen Ressourcen investieren. Es sollten die Ressourcen sein, die ihnen das Gefühl vermitteln, den Anforderungen des Lebens

mit Souveränität und Gestaltungskraft begegnen zu können. Diese Ressourcen müssen so organisiert werden, dass das Leben eine gute Richtung nehmen kann. Ressourcen brauchen das Fundament eines „Lebensdirigenten“. Der Identitätsforscher Heiner Keupp (2021) verweist in diesem Zusammenhang auf den Kohärenzsinn des salutogenetischen Modells von Aaron Antonovsky (1923–1994). Priester werden dann eine gelingende Lebensentwicklung nehmen, wenn sie die Welt und ihr eigenes Leben *erstens* verstehen, *zweitens* gestalten und *drittens* mit Sinn und Kraft für das Engagement aufladen können. Priester brauchen eine Sensibilität für die eigenen Ressourcen, ja geradezu eine Entdeckerfreude. Sie sollten sie nachhaltig „bewirtschaften“, also auch ihre Grenzen kennen. Und schließlich sollten sie sie investieren, weil sie sich daraus „wie von selbst“ erneuern. Ressourcen generieren Ressourcen. So wächst Fruchtbarkeit. Erfahrungen der Fruchtbarkeit machen Menschen glücklich. In der Seelsorgestudie zeigt sich: Der Kohärenzsinn als Dirigent der fundamentalen Ressourcen ist der bedeutsamste Prädiktor für die gesamte Lebensqualität und das wahrgenommene „Alltagsglück“.

2. Lebendige Gotteserfahrung im Alltag: Priester gehören seit Jahrhunderten zu den „hochreligiösen“ Menschen – auch in der heutigen Zeit. Für sie – wie für alle anderen Seelsorgenden auch – ist daher die lebendige Transzendenzerfahrung

die zentrale Motivation für ihre Lebensdynamik. Die Ergebnisse der Seelsorgestudie haben es sehr deutlich gemacht: die lebendige Beziehung zu Gott im Auf und Ab des Alltags erweist sich – zusammen mit dem persönlichen und privaten Gebet – als zweiter zentraler Prädiktor für die Lebensqualität, das Engagement und die Identität der Seelsorgenden. Priester leben dann gut, wenn sich ihre Gotteserfahrung im Alltag als lebendig erweist. Die Betonung dieser – an sich fast selbstverständlichen Einsicht – ist deswegen wichtig, weil es eben nicht die Anzahl der Gottesdienste ist, die ein Priester als „Dienstleistung“ für die Gläubigen im pastoralen Alltag vorweisen kann. Nicht die Häufigkeit der liturgischen Feiern ist entscheidend, auch nicht die Zahl der Eucharistiefeiern oder die Zahl der selbst abgelegten Beichten. *Es zählt und trägt das geistliche Erleben, dass Gott nahe ist und Kraft für das Leben gibt.*

3. Die Kompetenz zum konstruktiven Umgang mit Unsicherheit und Vielfalt (Ambiguitätstoleranz): Wer diese Kompetenz besitzt, bewahrt seine Lebensqualität und Handlungsfähigkeit auch in mehrdeutigen, unbestimmten und zukunfts-offenen Situationen. Sie steuert entscheidende Kräfte zur gelingenden Identitätsentwicklung bei. Diese Kompetenz hat einerseits Elemente einer Persönlichkeitseigenschaft, andererseits ist sie eine erlernbare Fähigkeit, die eigene Person und ihre Handlungen durch Wechselhaftigkeiten, Wider-

sprüchlichkeiten, kulturelle Unterschiedlichkeiten und stresshaltige Widerstände steuern zu können, ohne Orientierung und Kraft zu verlieren. Der amerikanische Dominikaner Brian Pierce schlägt vor, aus spiritueller Perspektive die Vielfalt der Lebensmöglichkeiten als Chance zur beständigen Wahl des je eigenen Weges zu sehen und sich dem Vertrauen in Gott zu überantworten. Das wahre Leben zeige sich nicht im Abspulen von Lebensprogrammen, sondern in der Improvisation mit beschränkten Mitteln. Es sei mit dem Leben wie mit einem Konzertviolinisten, dem während des Konzerts eine Saite zerreißt. Manchmal sei es die Aufgabe eines Künstlers herauszufinden, wie viel Musik man mit dem machen kann, was einem bleibt: „Make music as you are!“

4. Gemeinschaftsbezogene Lebenskultur: „Heute ist es unmöglich, sie nicht zu empfehlen, vor allem denen, die am selben Ort leben oder pastoral tätig sind. Über den Nutzen für das pastorale Leben und deren Aktionen hinaus bietet dieses gemeinsame Leben des Klerus allen, den Mitbrüdern im Priesteramt und den Laien, ein leuchtendes Beispiel der Liebe und der Einheit“. Dieses deutliche Statement aus dem Apostolischen Schreiben „Pastores dabo Vobis“ aus dem Jahre 1992 an die Priester „im Kontext der Gegenwart“ ist aktueller denn je. Und wer die diplomatische Sprache vatikanischer Dokumente zu lesen weiß, wird sofort interpretieren: Eigentlich wird hier gefordert: „Es

sollte gar nicht anders sein!“ Diese Empfehlung an die Priester wird deutlich empirisch belegt durch die Ergebnisse der Seelsorgestudie. Priester, die – selbstverständlich in vielen Variationen – gemeinschaftlich leben, besitzen im Vergleich mit den Alleinlebenden a) für sich selber eine höhere Lebensqualität, b) ein höheres seelsorgliches Engagement und c) eine höhere Identifikation mit der priesterlichen Lebensform. Dahinter steckt eine doppelte Wahl: erstens die grundsätzliche Entscheidung für eine *gemeinschaftsbezogene Lebenskultur als Weg der eigenen Selbstverwirklichung*; zweitens die – manchmal „kostenträchtige“ – Entscheidung, dass konkrete andere Menschen mit ihren Stärken und Schwächen den Alltag mitprägen können und dürfen. Eine solche Grundoption verlangt weitreichende Konsequenzen für die Organisation der Pastoral. Die Verteilung der Priester als „Monaden in der Fläche“ müsste in Zukunft abgelöst werden durch das flächendeckende Angebot von Zentren gemeinschaftlichen Lebens von „Priestern mit Priestern“ und „Priestern mit Freiwilligen mit ähnlicher Grundentscheidung“. Das Alleinleben von Priestern sollte eher der Sonderfall als der Normalfall sein; dies wäre eine Rückkehr zur bewährten Tradition der Kirche. Die Lebensform des Weltpriesters ist eine gemeinschaftsbezogene Lebensform.

5. Seelsorgliche Professionalität: Priestersein ist von Jesus Christus her definiert als Existenz des Dienstes am Menschen. Wer dieser Selbstbestimmung folgen kann, wird vermutlich auch zustimmen wollen, dass priesterlicher Dienst auch *gut sein* und *guttun* soll. Priesterlicher Dienst ist dann authentisch, wenn er ein je persönlicher Menschendienst und Gottesdienst, aber nicht „Selbstdienst“ ist. Von dieser Überlegung her ist es dann nur ein kleiner Schritt zu der Erkenntnis, dass in der postmodernen Gesellschaft zwei Qualitäten von „Dienst-Leistern“ erwartet werden: a) die Grundeinstellung und die Kompetenz, Dienste anzubieten, die wirklich gebraucht werden, b) diese Dienste in einer Qualität anzubieten, die von den Empfänger:Innen als gut oder sehr gut bewertet werden. Das heißt: Priestersein ist *Profession mit Professionalität*. Aus dem lateinischen Sprachgebrauch entschlüsselt sich dies überraschend hilfreich: Der Priester ist ein „Bekannter“ mit ausgewiesener Kunstfertigkeit. Er ist also kein „Universaldilettant“, der irgendwie alles, aber nichts recht machen kann. Die Seelsorgestudie hat gezeigt, dass diejenigen Priester eine höhere Lebensqualität und ein höheres Engagement besitzen, wenn sie pastorale Spezialisierungen oder Tätigkeitsfelder haben, in denen sie sich kompetent fühlen und die Früchte ihrer Arbeit auch wahrnehmen bzw. wenigstens ahnen können. Das heißt aber auch: Priester müssen darauf achten, dort tätig zu sein, wo sie gebraucht werden und wo sie ihre Charismen bzw. Ressourcen besitzen.
6. Der Blick auf den Prozess der persönlichen, aber auch der gemeinschaftlichen priesterlichen Identitätsbildung wäre unvollständig, wenn nicht auch auf eine potenzielle Fehlhaltung wenigstens kurz hingewiesen worden wäre: Hinderlich für jede gelingende Entwicklung ist spirituell und psychologisch *der kontinuierliche narzisstische „Blick in den Spiegel“*. Flexible Identität entsteht im Kommunikationsprozess mit anderen Menschen, nicht in permanenter Selbstaufmerksamkeit, die häufig dann entsteht, wenn Menschen sich gekränkt, zu wenig wertgeschätzt oder umgekehrt zu stolz fühlen. Manche Selbstfindungsstrategien von Priestern oder Priestergruppen fixieren Energien und führen zur Selbstblockade. Damit tritt selbst aus dieser Perspektive noch einmal in das Blickfeld, worum es geht: *Die Existenz des Priesters wird geboren aus der lebendigen Begegnung mit Gott und den Menschen.*
- 5. „Mit brennendem Interesse am Alltag der Menschen“: Auf dem Weg zu einer diakonischen Identität**
- Der bisherige Gedankengang hatte zum Ziel, auf die nun abschließende zentrale These dieses Beitrags systematisch hinzuwirken:
- Wenn Priester im Angesicht des pastoralen Wandels ihr Priestersein als fruchtbar für die Menschen und gelingend für sich selbst erfahren möchten, dann braucht es vor allem eines: *die lebendige Begegnung im Alltag* in der *aufsuchenden*

Nähe zu den Menschen. Jesus selbst definiert diese Nähe diakonisch als Dienst der Fußwaschung (Joh 13). Priestersein vollzieht sich als *dienendes Beziehungsgeschehen mit Gott und den Menschen*. Es wäre eine Sackgasse, das priesterliche Selbstverständnis als eine Frage von Funktionen im pastoralen Geschehen zu definieren, schon gar nicht als ein Bestehen auf Zuständigkeiten in exklusiven Sektoren der Pastoral oder gar auf Kommandopositionen. Hier bietet sich die explizite Verknüpfung zum Beginn dieses Beitrags an: *Die Wirklichkeitsfülle und Lebentiefe der eigenen Berufung erschließt sich demjenigen, der sich im Alltag absichtslos hingibt*. Zum gelingenden Leben findet der Priester im Dienste des Glückes der anderen. Im gegenwärtigen Augenblick der Begegnung mit dem Menschen, der meine Dienste braucht, werde ich frei und „unabhängig von den umstrittenen und wankenden Ordnungen, um welche Menschen kämpfen und verzweifeln“ (s. o.). Da werden die Probleme der Kirche und der Pastoral mehr als zweitrangig. Zweitrangig werden dann auch die unterschiedlichen Akzente in Spiritualität, Theologie, Lebensstil und Herkunft von Priestern. *Entscheidend ist die alltägliche Begegnung mit den Menschen, die Priester zu ihren Nächsten machen*.

Erneut sei an dieser Stelle auf Christoph Theobald verwiesen. Für ihn ist Berufung – für alle Menschen – eine beständige Einübung: *„Hören, wer ich sein kann“*. Die eigene Berufung entschlüsselt und entwirft sich stets neu in der beständigen Aufmerksamkeit auf die Spuren Gottes im eigenen Leben, im Leben der anderen und im Leben der Welt. Daraus erwächst ein grundsätzlicher Appell: *Es braucht dafür ein „brennendes Interesse am Alltag der Menschen“*. Die

Formulierung entspringt einer Relecture des ersten Satzes der Kirchenkonstitution „Lumen Gentium“ des zweiten Vatikanischen Konzils. Die Kirche hat den „leidenschaftlichen Wunsch“ (vehementer exoptat), alle Menschen mit Christus, der das Licht der Völker ist, durch die Verkündigung des Evangeliums in Kontakt zu bringen. Verkündigung und Pastoral sind daher nicht „Arbeit“, sondern in der Tat eine *Leidenschaft*, geboren aus einem leidenschaftlichen Interesse am Alltag der Menschen (vgl. Theobald, 2018, S. 190). Ein solches leidenschaftliches Interesse gilt dem Individuum, es gilt den Konstellationen von Menschen und schließlich dem Geflecht von Geschichten und Ansprüchen, wie sie in der Gesellschaft lebendig sind.

Für Christoph Theobald ist die Konsequenz aus einer solchen Grunddynamik eine kritische Grundsatzfrage: „Verbleibt unsere Pastoral im kirchlichen Raum der Liturgie und im Kreis sakramentaler Handlungen? Lässt sie sich über diesen Ordnungsbereich hinaus in einzelne, auf dieses Zentrum hin bezogene Sektoren auflgliedern? Wo liegt ihr grundlegendes Interesse?“ (Theobald, 2018, S. 191). Seine Antwort ist klar: Es geht um ein absichtsloses (!) Interesse an dem beliebigen (!) Menschen, der mir im jeweiligen Augenblick begegnet: „... unabhängig davon, ob diese Person nun seine Jüngerin oder sein Jünger sein wird oder nicht“ (S. 192).

Die Identität der Priester und ihr Lebensstil wird unter dem Kairos der Krise – hoffentlich – wieder anknüpfen am Lebensprogramm Jesu Christi. Der Sekretär der Bischofssynode in Rom Kardinal Mario Grech sagte in einem bemerkenswerten Interview zur Lage der Kirche in der Coronapandemie mit

Blick auf die Zukunft: „Wir haben eine neue Ekklesiologie, vielleicht sogar eine neue Theologie, und ein neues Modell des Dienstes entdeckt. Das bedeutet also, dass es an der Zeit ist, die notwendigen Entscheidungen zu treffen, um auf diesem neuen Modell des Dienstes aufzubauen. Es wäre Selbstmord, wenn wir nach der Pandemie zu denselben pastoralen Modellen zurückkehren, die wir bisher praktiziert haben. Wir verwenden enorme Energie darauf, die säkulare Gesellschaft zu bekehren, aber es ist wichtiger, uns selbst zu bekehren, um die pastorale Bekehrung zu erreichen, von der Papst Franziskus oft spricht. (...) Das Brechen des eucharistischen Brotes und des Wortes kann nicht geschehen, ohne das Brot mit denen zu brechen, die keines haben. Das ist Diakonie. Die Armen sind theologisch gesehen das Gesicht Christi. Ohne die Armen verliert man den Kontakt zur Wirklichkeit“ (Grech & Spandaro, 2020). Dies gilt besonders für Priester. ■

- Auerbach, E. (2015 (1946)). *Mimesis. Dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur*. Tübingen: Franke Verlag.
- Baumann, K., Büssing, A., Frick, E., Jacobs, C., & Weig, W. (2017). *Zwischen Spirit und Stress: Die Seelsorgenden in den deutschen Diözesen*. Würzburg: Echter.
- Delp, A. Vertrauen zur Kirche (1941). *ders.: Gesammelte Schriften. Hrsg. von Roman Bleistein, Bd. 1*, 263-283.
- Grech, M., & Spandaro, A. (2020). Bishop Mario Grech: An interview with the new secretary of the Synod of Bishops. DOI: [10.32009/22072446.1020.7](https://doi.org/10.32009/22072446.1020.7). Abgerufen am 31.05.2021.
- Jacobs, C. (2017). Die Deutsche Seelsorgestudie 2012-2014. Konzepte, Ergebnisse und Konsequenzen. *Zeitschrift für Pastoraltheologie (ZPTh)* 37(1), 9-38.
- Jacobs, C. (2018). „Auf dein Wort hin ...“ (Lk 5,5). Die Herausforderungen der Zeit bestehen – Impulse aus der Seelsorgestudie für die „Menschenfischer“ von heute. In R. Althaus (Ed.), *IN VERBO AUTEM TUO, DOMINE – AUF DEIN WORT HIN, HERR. Festschrift für Erzbischof Hans-Josef Becker zur Vollendung seines 70. Lebensjahres* (pp. 191-211). Paderborn: Bonifatius.
- Jacobs, C. (2020). Die Kirche und ihr Personal. Anforderungen an geistliche Persönlichkeiten. In S.-K. Schwöpe, J. Knop, & B. Kranemann (Eds.), *Die Kirche und ihr Personal. Auf der Suche nach zukunftsfähigen Profilen und Identitäten seelsorglicher Berufe* (pp. 105-137). Würzburg: Echter.
- Jacobs, C. (2021). „Es wäre Selbstmord, zu den Modellen von früher zurückzukehren!“ – Gemeinde und pastorale Strukturen. In H. Haslinger (Ed.), *Wege der Kirche in die Zukunft der Menschen – 50 Jahre nach Beginn der Würzburger Synode*. Freiburg: Herder.
- Jacobs, C., & Oel, K. (2021). Seelsorgliche Identität im Wandel. Ressourcen auf dem Weg zu einer diakonischen Wende. In S. Kopp & S. Wahle (Eds.), *Nicht wie Außenstehende und stumme Zuschauer. Liturgie – Identität – Partizipation* (pp. 78-100). Freiburg: Herder.
- Keupp, H. (2021). Individualisierte Identitätsarbeit in spätmodernen Gesellschaften: Riskante Chancen zwischen Selbstsorge und Zonen der Verwundbarkeit. Nicht wie Außenstehende und stumme Zuschauer. *Liturgie – Identität – Partizipation*. S. Kopp and S. Wahle. Freiburg, Herder.
- Theobald, C. (2018). Hören, wer ich sein kann. *Einübungen, dt. hg. von R. Feiter und H. Müller, Ostfildern*.

Kurzfassung

Dr. Christoph Jacobs ist Professor für Pastoralpsychologie und Pastoralsoziologie an der Theologischen Fakultät Paderborn. Die Schwerpunkte seiner Arbeit finden sich in den Bereichen Priesterausbildung, Personalentwicklung, Organisationsentwicklung, Geistliche und therapeutische Begleitung. In seinem Beitrag setzt er sich mit dem Priestersein in Zeiten pastoralen Wandels auseinander. Zu Beginn beschreibt er „die Kraft des Augenblicks“ als zentral für die Deutung der eigenen Berufung hinsichtlich der gegenwärtigen Weltlage, gerade dann, wenn die normalen Alltagsabläufe durch „Unterbrechungen“ aufgebrochen werden. Die eigenen Krisen würden den Blick freimachen für das Tragende und Bedeutsame im Leben. In acht „Schlaglichtern zu den Herausforderungen der Transformation für Priester“ zeigt Jacobs zweitens zunächst einige Determinanten des gesellschaftlichen und kirchlichen Wandels, die entscheidend sind für die Gestaltung priesterlichen Lebens heute und in der Zukunft. Ein Punkt erwähnt auch die Beschleunigung, die die Coronapandemie heute auf die verschiedenen Transformationsprozesse hat. Drittens geht der Pastoraltheologe auf die Frage nach der Identität der Priester ein und stellt fest, dass sich mit der Wandlung der kirchlichen Lebenssituation auch die Identität des Priesters wandeln

werden muss. Viertens fragt der Pastoralpsychologe danach, was „eine gelingende Entwicklung der priesterlichen Identität“ fördert. Dabei geht er auf „tragfähige menschliche Fundamente“ ein, „lebendige Gotteserfahrung im Alltag“, die „Kompetenz zum konstruktiven Umgang mit Unsicherheit und Vielfalt“ und auf „seelsorgliche Professionalität“. Im fünften Punkt der Arbeit beschreibt er die „zentrale These seines Beitrags“, die auf das Thema Diakonie eingeht, auf die Frage, wie ein Priester die lebendige Begegnung im Alltag gestaltet, wie er ein „brennendes Interesse am Alltag der Menschen entwickelt“.